

RIESEN SIND NUR GROSSE MENSCHEN

ROMAN

René Frauchiger





DER AUTOR

René Frauchiger – geboren 1981 im schweizerischen Madiswil. Lebt in Basel. Er ist Autor von Kolumnen und Kurzgeschichten, die in diversen Zeitungen und Literaturzeitschriften erscheinen, sowie Gründer und Mitherausgeber von *Das Narr. Das narrativistische Literaturmagazin* (seit 2011). 2016 wurde er mit dem Werkbeitrag des Fachausschusses Literatur Basel ausgezeichnet. *Riesen sind nur große Menschen* ist sein erster Roman.

**RIESEN SIND NUR
GROSSE
MENSCHEN**

René Frauchiger

ROMAN

ACHILLES UND LULU

Achilles hatte ein außergewöhnliches Ballgefühl. Wenn er Fußball oder Korbball spielte, landete der Ball genau dort, wo er landen sollte. Nie verfehlte er sein Ziel.

Achilles hatte nicht nur ein außergewöhnliches Ballgefühl, er hatte auch ein fabelhaftes Pfeffermühle- und Salzstreuergefühl. So landeten die Pfeffermühle und der Salzstreuer immer, wenn Achilles den Tisch deckte, genau dort, wo sie landen mussten. Und Achilles warf sie in hohen Bögen. Und natürlich hatte Achilles auch ein herausragendes Tellergefühl, wenn er einen Teller warf, ein Gabel- und Messergefühl, ja, Achilles besaß das beste Blumentopfgefühl und das beste Armbanduhrgefühl der Stadt, und auch sein Schlüsselbundgefühl war ausgezeichnet.

Einmal hatte Achilles auch ein exzellentes Kaninchengefühl, als ein Kaninchen genau dort landete, wo es landen sollte: in der Mitte des Kaninchengeheges.

Man hätte glauben können, Achilles wäre ein erfolgreicher und berühmter Fußballspieler geworden, da er immer dorthin traf, wohin er zielte. Aber es gab keinen Fußballclub, bei dem Achilles hätte mitspielen dürfen. Und auch die Korbball- und Basketballspieler wollten Achilles nicht in ihrem Team.

Denn es war so.

Achilles besaß zwar ein ausgezeichnetes Ballgefühl und der Ball landete immer dort, wo er landen sollte, aber er landete nie *direkt* im Ziel. Der Ball prallte immer zuerst an einer Bande, an einer Latte oder von einem anderen Mitspieler ab, bevor er den Ort erreichte, den Achilles für ihn bestimmt hatte.

So gelang Achilles beinahe *nie* ein Pass, weil der Ball zwar immer genau den Fuß seines Mitspielers traf, aber nie aus der Richtung, aus der Achilles ihn schoss, sodass die Fußballspieler oft stolperten oder völlig verwirrt stehen blieben und um sich blickten. Dabei lag der Ball genau vor ihren Füßen.

Auch zählten die Schiedsrichter die Tore selten, die Achilles schoss, weil der Ball vorher etwa an der Platzbeleuchtung oder am Kopf eines Zuschauers abgeprallt war.

Die anderen Mitspieler begannen bald, Achilles zu misstrauen. Sie dachten, jemand, der so gut spielen konnte und ein so gutes Ballgefühl besaß, musste es doch fertigbringen, mit dem Ball zumindest einmal *direkt* ins Ziel zu treffen. Aber Achilles machte es nicht absichtlich. »Es ist einfach so, wie der Ball geht«, sagte er, »daran kann man nichts ändern.«

Und nicht nur der Ball. Auch die Pfeffermühle und der Salzstreuer prallten zuerst von einer Schranktür oder an einem Lampenschirm ab, bevor sie auf dem Tisch landeten. Ebenso die Gabel und das Messer. Ja, selbst den Autoschlüssel konnte er einem nicht direkt zuwerfen, sondern immer auf Umwegen über einen Ast oder die Autotür.

»Die Leute haben es nie gern, wenn ich ihnen etwas zuwerfe«, sagte Achilles, »obwohl es immer ganz genau in ihrer Hand landet.«

Ich brauche auch nicht zu erwähnen, dass das Kaninchen vorher von der Futterkrippe abgeprallt war, bevor es in seinem Kaninchengehege landete.

Es gab kaum Berufe für jemanden wie Achilles.

Achilles konnte mit seiner seltsamen Art, Flugzeuge, Züge und Bären zu werfen, kein Kindergärtner werden. »Dabei wäre ich gerne Kindergärtner geworden«, sagte er. Auch als Gärtner oder Schreiner hatte er keine Lehrstelle gefunden. »So bin ich dann Lastwagenfahrer geworden.«

Das war eine Arbeit, bei der es selten etwas zu werfen gab. Und wenn Achilles eine Kassette in das Radio *einwarf*, dann gab es in der Lastwagenkabine niemanden, der bemerkt hätte, dass die Kassette zuerst vom Beifahrersitz abgeprallt war, bevor sie ihr Ziel erreichte.

»Im Grunde bin ich gern Lastwagenfahrer«, sagte Achilles, »und ich fahre auch gar nicht so schlecht.« Achilles war ein konzentrierter und verantwortungsbewusster Fahrer, verursachte keine Unfälle und kam auch selten zu spät an sein Ziel.

»Aber ich bin auch nicht richtig *gut*«, sagte er, »ich bin kein natürlicher oder ein entspannter Fahrer, sondern es macht mir oft Mühe. Vor allem enge Straßen oder das Rückwärtsfahren. Lastwagenfahren ist etwas, was ich bewusst tun muss, ich tue es nicht einfach so. Ich weiß nicht, ob man das versteht ...«

Niemand verstand, was er meinte. Es brauche kein Talent zum Lastwagenfahren, es genüge, wenn er es richtig mache, meinten alle. »Aber vielleicht ist das gerade das Problem.«

Achilles hatte das Gefühl, dass er sein Leben mit Lastwagenfahren vergeude.

»Man schweigt und vergeudet sein Leben«, sagte Achilles. Es gab kaum jemanden, mit dem er sprach. Die anderen Trucker meldeten sich manchmal per Funk, ein älterer Herr war gesprächig an der Zapfsäule, oder an der Laderampe brachte ihm jemand einen Kaffee. Aber die meiste Zeit war Achilles allein in seinem Lastwagen.

An den Abenden ging er selten in die Kneipe, sondern blieb zu Hause. »Wenn ich den ganzen Tag nichts gesprochen habe, ist es schwer, am Abend an einem Tresen zu sitzen und einfach zu quatschen«, sagte Achilles, »selbst mit zwei, drei Bier. Wenn ich einmal in eine Bar gehe, sitze ich still in einer Ecke.«

Mit Frauen sprach er noch weniger als mit Männern. Das letzte Mal, dass er mit einer Frau ins Bett gegangen war, war über fünf Jahre her. »Und das ... im Grunde hätten wir das auch nicht tun sollen. Das war mit Angie gewesen. Und wir wussten beide, dass das nirgends hinführte. Da war einfach nichts zwischen uns ... Dann haben wir trotzdem miteinander geschlafen. Und noch am selben Abend ist sie wieder nach Hause gegangen und das war das letzte Mal, dass wir etwas voneinander gehört haben. Keiner hat sich mehr gemeldet.«

Obwohl Angie noch gewartet hatte.

»Ja, vielleicht hat Angie noch gewartet, aber ... was hätte es noch zu sagen gegeben?«

Dann kam Lulu.

Lulu arbeitete im Shop einer Autobahnraststätte. Auch mit Lulu hatte Achilles kaum gesprochen, seit Monaten hatte er immer bei ihr seine Zigaretten gekauft, nie mehr gesagt, als notwendig war. »Lulu ist eine Gute. Ich mochte sie schon, als ich sie das erste Mal sah. Sie hat den Job von ihrer Schwester übernommen, als die ein Kind bekommen hat.«

Lulu hatte ihre schwarzen Haare blond gefärbt, trug Rosa, rosa Hosen, ein rosa Hemd. »Sie sieht wie ein Spielzeugsoldat aus, den ein Mädchen zur Barbie-Puppe umschminken wollte, auch wenn ich ihr das nie ins Gesicht sagen würde ... Und sie hat richtig tiefe Augenringe, obwohl sie keine dreißig ist. Und immer am Rauchen, wenn man vorne in den Laden rein-

kommt, kommt sie eine Minute später von hinten und macht erst mal ihren Stängel aus. *Immer* ist Lulu am Rauchen.«

Dafür war es mit Lulu nicht schwer, ein Gespräch anzufangen.

»Aber ein *richtiges* Gespräch. Sie ist nicht eine, die dich vollquatscht. Das nächste Mal weiß sie sogar noch, was du gesagt hast. Sie kann zuhören. Das merkt man.«

Alle drei, vier Tage fuhr Achilles bei der Haltestelle raus und kaufte bei Lulu ein paar Päckchen Zigaretten, bestellte einen Kaffee. Und Lulu ließ für sich auch gleich einen raus. »Ja, es ist lange gegangen, bis ich sie gefragt habe, ob sie mit mir ausgehen will ... Aber was hätte ich sagen können? Ich kann ja nicht fragen, ob sie mit mir einen Kaffee trinken will, während wir Kaffee trinken.«

Achilles lud Lulu zum Abendessen ein. Zu einer Pizza beim Italiener in der Stirnstadt. »Pizzeria Sandro ... Es ist nicht das Edelrestaurant. Aber *gemütlich*, und ich mag den Wirt. Das hab ich Lulu erzählt, dass ich dort manchmal essen gehe, und sie gefragt, ob sie einmal mitkommen mag, zu Sandro, am nächsten Freitag. Und sie hat zugesagt, ohne zu zögern.«

Achilles war eine Viertelstunde zu früh in die Pizzeria gekommen, er setzte sich an einen Zweiertisch und bestellte einen Kaffee.

Saß da.

Betrachtete die Leute, roch den Käse und die Tomaten der Pizzas, die an ihm vorbeigetragen wurden.

»Als ich vorhin meinen dritten Kaffee bestellte, kam Sandro, der Wirt, zu mir und fragte, ob ich etwas essen wolle oder noch auf jemanden warte.«

Erst jetzt nahm Achilles sein Handy heraus und sah nach, ob Lulu etwas geschrieben hatte.

Lulu hatte geschrieben, sie habe sich erkältet, liege im Bett und könne nicht kommen. Dass es ihr leidtue, schrieb sie. »Um Viertel vor acht hat sie das geschrieben und auf acht haben wir abgemacht.« So lange sah Achilles auf sein Handy, bis auch Sandro klar war, was geschehen war.

Was er essen wolle, fragte er, als wäre Achilles gerade erst hereingekommen, und Achilles wollte eine Pizza. Aber Sandro solle *alles* drauf tun, was er habe, sagte Achilles.

Alles!

Achilles wollte sich vollfressen, wenn Lulu nicht kam.

»Das ist so. Wenn ich nicht überlegen will, muss ich einfach essen. Viel, viel zu viel essen«, sagte Achilles.

Achilles erzählte Sandro, wie er zu Hause seine Pizzas immer *richtig* belege, dass sie so aussehen wie dicke Kuchen. »Es ist ein ruhiger Abend«, sagte Sandro, »komm ... nach hinten, in die Küche, Achilles. Da kannst du die Pizza gleich selbst belegen ... mit allem ... mit allem ... komm! Komm. Mach dir deine Pizza gleich selbst.«

Sandro kannte Achilles, der seit Jahren bei ihm aß, immer alleine und kaum etwas sprach. »Achilles ist ein einsamer Mensch«, sagte Sandro, »und jetzt, als er sich mit jemandem verabredet hat, um gemeinsam zu essen, ist dieser jemand nicht gekommen ... Nein ... Also nein.«

»Ja, Sandro hat ein gutes Herz. Das muss man sagen«, sagte Achilles und folgte Sandro in die Küche.

Nur wusste Sandro nicht, dass Achilles ein ausgezeichnetes Ballgefühl hatte, aber keine direkten Pässe spielen konnte. Sonst hätte Sandro ihn nie in die Küche gelassen.

Sandro war bereits entsetzt, als Achilles die Schüssel bereitstellte und das Öl und das Mehl herunterholte.

Von nun an klickte und klackte, polterte und prasselte es in der Küche.

Für Sandro sah es so aus, als würden die Messer, der Teig, die Zutaten und das Nudelholz von selbst auf Achilles zufliegen und er müsse alles nur richtig abfangen.

Dabei wurde Sandros Küche nicht so verschmutzt, wie man sich das vorstellen würde. Zwar rann etwas Öl an der Wand herunter und die Schränke wurden nass, aber Achilles schaffte es, das Mehl über die Wand so in die Schüssel zu werfen, dass keine Mehlsuren zurückblieben. Auch kein Salz, kein Pfeffer blieb an der Wand zurück, keine Tomaten klebten und die Zwiebeln prallten von der Ablage ab, ohne Abdrücke zu hinterlassen.

»Ich habe schon immer das Kochen geliebt«, sagte Achilles zu Sandro, »da habe ich das Gefühl, dass alles so geht, wie es gehen muss.«

Sandro stand mit offenem Mund vor der Theke, während der Pizzateig von den Wänden und Schränken abprallte und so lange an ihm vorbeiflog, bis er geknetet war.

Aber nicht nur Sandro sah zu, bald standen alle Gäste beim Tellertresen. »Dabei will ich hier keine Show abziehen«, sagte Achilles, »das ist einfach so, wie ich koche.«

»Hast du einen neuen Pizzabäcker?«, fragte ein Kunde.

Sandro antwortete nicht.

Es roch nach Zwiebeln und Mehlstaub. Der Teig flog durch die Küche, bis er geknetet, rund und hauchdünn vor Achilles lag und mit Käsescheiben, Salami und Schinkenstücken beworfen wurde. »Wenig Teig, aber so richtig *Belag*, so muss das sein«, sagte Achilles.

Als die Pizza im Ofen landete und er die Schürze wieder ausziehen wollte, schüttelte Sandro nur den Kopf und fragte: »ACHILLES? Willst du nicht noch eine schöne *Lasagne* für mich machen?«

Und nach Sandro bestellte der nächste.

»Erst jetzt, kurz vor zwölf ließen sie mich gehen«, sagte Achilles, als er zu Hause im Bett lag. »Jeder bestellte noch etwas. Und alle standen sie vor der Küche, tranken Wein und sahen zu.«

Nur gegessen haben nicht alle, was sie bestellt hatten. Manche hatten Probleme damit, dass ihr Essen zuerst von allen Küchenwänden abgeprallt war, bevor es auf dem Teller landete. »Aber bezahlt haben sie, und gegessen hat es immer jemand, der gar nichts bestellt hatte. Weg kam es ... und getrunken haben sie ... und gelacht«, sagte Sandro.

Sandro hatte an dem Abend so viel eingenommen wie normalerweise an drei Abenden. So war es auch verständlich, dass er Achilles fragte, ob er nicht dreimal die Woche in der Küche stehen wolle.

»Verrückt ist auch, dass ich jetzt mit meinen drei Abenden in der Küche mehr verdiene, als ich vorher Vollzeit auf der Straße verdient habe«, sagte Achilles.

Sandro zahlte ihm mehr als jedem anderen. Denn immer waren alle Tische besetzt, wenn Achilles kochte.

Besonders beliebt war Reis.

Das rieselnde Geräusch von Reiskörnern, die von der Wand abprallten und in der Pfanne landeten. »Donnerstags, freitags und samstags bin ich meist hier ... An allen Abenden will mich Sandro aber nicht in der Küche haben, hat er mir erzählt, dann kämen die Leute nur noch wegen des Spektakels. Wie im Zirkus.«

Achilles störte sich nicht daran, dass die Leute wegen des Spektakels zu ihm kamen, und nicht, weil das Essen gut war. »Ich habe das Gefühl, dass die Leute wegen *mir* kommen«, sagte Achilles, »ich hab mir nie groß etwas darauf eingebildet, dass ich ein Talent habe. Aber, weißt du, wenn du ein Talent hast und du kannst es nicht nutzen, ja, du musst dich fast dafür schämen, das ist hart. Das ist wirklich hart.«

So hatte Achilles damit begonnen, bei Sandro zu arbeiten, und auch Marja war einige Male da gewesen und hatte ihm zugesehen und ihren Espresso getrunken. Marja mochte die rieselnden Reiskörner nicht ... nein, Marja mochte vor allem das plumpsende Geräusch von gekochten Kartoffeln, die an Schranktüren abprallten.

»Marja?«, fragte Achilles, als er gerade die Zwiebeln hackte. »Welche war denn Marja? War das die Dame mit der *Lauch-Lasagne*?«

MARJA UND PAUL

Nein, Marja war nicht die Dame mit der Lauchlasagne. Man könnte Marja leicht für eine langweilige Frau halten.

»Aaha«, sagte Marja, die heute als erstes zur Arbeit gekommen war und gerade alleine in ihrem Büro ihren Tag vorbereitete.

Wie eine langweilige Frau blieb Marja an den Abenden immer zu Hause, pflegte ihren Garten oder schaute eine Fernsehserie und trank Tee. An den Wochenenden sah man Marja nie draußen, obwohl sie erst Anfang dreißig war. Gerne lud sie einige Freundinnen zu sich ein, sie mochte es, gemeinsam zu kochen und an niedrigen Tischen Kuchen zu essen.

Trotzdem.

Niemand, gar niemand fand sie langweilig. Marja war das Herz des Büros, so sagte man. Sie arbeitete als erste Assistentin in der Finanzabteilung der Landwirtschaftsbehörde. »Früher hätte man *Sekretärin* dazu gesagt«, sagte sie. Marja kümmerte sich darum, dass alles bereitstand und -lag, vom Kaffee bis zu den Kopien der Sitzungsabläufe und den Flugtickets.

»Hier, das ist das Herz und die Seele des ganzen Büros«, sagte Marja, drehte sich etwas auf ihrem Bürostuhl und zog eine Metallschublade heraus. Darin reihten sich

die Hängeregister, jedes säuberlich mit einem Vor- und einem Nachnamen beschriftet. »Jeder bekommt eine eigene Mappe.« Marja nahm eine Mappe heraus, die mit *Peter Bernhard* beschriftet war. »Das sind Fotos von seinen Töchtern. Und auf diesem Formular sind Informationen wie Geburtstag, Lieblingsessen und Hobbys festgehalten.«

Marja wusste alles, ganz gleich, ob es um die Kunden ging, die Produkte oder die Mitarbeiter. »Das klingt trotzdem stinklangweilig!«, sagte Marja und klappte die Mappe wieder zu. Aber nein, nein, natürlich war das nicht stinklangweilig ... obwohl es langweilig klang.

Betrat Marja den Raum, ging es jedem besser. Marja wusste von allen, was sie gerade taten und was sie beschäftigte. Sprach jemand weniger oder starrte auf seine Schuhe, dann fragte Marja immer nach. Die Menschen vertrauten Marja. Marja hatte eine immer fröhliche Art, ein etwas herausforderndes, aber herzliches Lächeln. Sie war nicht nur hübsch – mit ihren braunen Locken und ihren langen Röcken –, sie war clever, offenherzig und die liebste Frau, die man sich vorstellen kann. »Gut, gut ... Danke sehr, Herr Erzähler, aber dann reicht's auch«, sagte Marja, »man kann es auch übertreiben, es ... es gibt hübschere Frauen im Büro ... und sicher auch *pfiffigere!*«

Marja versorgte die Akte über *Peter Bernhard* wieder säuberlich im Hängeregister und wandte sich wieder dem Bildschirm zu.

Trotzdem gab es keinen Mann in ihrem Leben. »AAH! Siehst du! Jetzt kommen wir zu den interessanten Sachen«, sagte sie. Marja hatte viele Verehrer und man hatte sich im Büro daran gewöhnt, dass ihr Blumen gebracht wurden, von denen niemand wusste, woher sie stammten. Aber seit Marja in der Finanzabteilung arbeitete – und das war nun schon seit ein paar Jahren – hatte sie nie einen Freund gehabt.

Die *Warte-Marja* sagte man zu ihr.

»Ja, ja, *Warte-Marja*. Aber früher hat es bei Marja auch Geschichten gegeben«, sagte sie, »und auch wilde Geschichten hat es bei Marja gegeben.«

Nur war Marja eine hoffnungslose Romantikerin.

»Oh ...«, sagte sie.

Einmal würde es richtig sein, glaubte Marja, einfach würde es sein. Sie würde jemanden treffen und genau wissen, dass *er* es sei. Man müsste nicht lange reden. Sie glaubte nicht an Diskussionen in der Liebe oder große Geschenke. Wenn es richtig war, war es richtig.

Sie nannte ihn den Lebkuchenmann, weil sie nichts über den Mann wusste, auf den sie wartete, außer dass er nach *Lebkuchen* roch. »Pst, psst, Herr Erzähler ... das darf man nicht zu laut erzählen«, sagte Marja und blickte sich um, ob schon jemand ins Büro gekommen war.

Ihr Vater war Englischlehrer gewesen. »Daher auch die Liebe zum Schwarztee und zu den niedrigen Tischen.« Er unternahm viel mit seinen beiden Töchtern, mit Marja und mit ihrer älteren Schwester Chiara. Jedes Wochenende fuhren sie hinaus aus der Stadt, fuhren Kanu, stiegen auf Berge, nahmen an Höhlentouren teil und fuhren Ski auf dem Nasenmassiv. Aber immer am Samstag vor Weihnachten war der Vater den ganzen Tag verschwunden, niemand wusste, wohin er ging, weder die Mutter noch die Onkel und Tanten. Und wenn der Vater zurückkehrte, roch er nach Nelken, Zimt, Ingwer und Kardamom.

»Er verbrachte den ganzen Tag allein in einer Backstube, keiner durfte ihn begleiten, keiner durfte wissen, wo die Backstube war, da war er ganz streng. Lebkuchenbacken ist etwas, was man nur alleine machen kann, sagte er.«

Aber es waren nicht die Lebkuchen, an die Marja sich am stärksten erinnerte. »Essen tue ich Lebkuchen nicht gerne«,

sagte sie, »die sind mir meistens zu gummig.« Nein, es war der Vater, wie er am Abend heimkam und dabei nach Lebkuchen *roch*. So mussten Männer riechen, wenn es die richtigen Männer waren, nach Lebkuchen, sagte sie sich damals. Marja war eine Lebkuchenromantikerin. »Und dann soll noch jemand sagen, ich hätte hohe Ansprüche.«

Was man auch immer von Marjas Ansprüchen oder ihrem Männerbild halten wollte – »Ihrem Papa-Komplex«, sagte Marja – sie fand nie, wonach sie suchte. »Aber irgendwo da draußen ist er«, sagte Marja und schaute sehr romantisch über ihren Bildschirm.



Etwas außerhalb der Stirnstadt, in der Marja wohnte, lag Runzlingen und der – »Halt! HALT!«, rief Marja. »Und Achilles ... der Pizzabäcker?«

Etwas außerhalb der Stirnstadt, in der Marja wohnte, lag *Runzlingen*. Und der Dorflehrer von Runzlingen hieß Paul Leupin.

»Aber ...«, sagte Marja, »ist es denn ein *hübscher* Dorflehrer?«

Paul war überaus mager und groß gewachsen. Sein Arbeitshemd roch nach Sägespänen und nach Leim.

Gerade war Paul mit seinen Klassen im Keller des Schulgebäudes beim Werkunterricht. Die Schüler schnitzten kleine Brunnen, die ihnen später als Blumentröge dienen sollten.

»Anfang Dezember muss alles fertig sein«, sagte Paul und lief den Gang hinunter, sah über die Schultern, nahm ab und zu einem Schüler den Hohlbeitel aus der Hand und erklärte etwas. »Das gibt ein schönes Weihnachtsgeschenk für die Eltern. Die Jüngeren machen nur die Tröge, die Älteren müssen

noch einen *Aufbau* anbringen mit der Brunnröhre aus Metall ... Ja ... Außer den drei Jungen der neunten Klasse, die machen je eine *Armbrust* ... eine richtige Jagdarmbrust. Das ist Tradition im Dorf, einer meiner Vorgänger hat das eingeführt, dass das letzte Schulgeschenk vom Sohn für den Vater eine Armbrust sein soll ... Und es hat auch etwas ... Je nachdem, was man von der Grenzwehr hält natürlich ... Ja ... Vor allem in Bezug auf die Rollenverteilung von Jungen und Mädchen.«

Paul ging in den Materialraum, um die Stöcke zu holen, die er zusägen wollte, damit die Schüler sie als Füße unter die Brunnen nageln konnten.

»Die Mädchen ... die Mädchen sind jetzt bei Frau Friedli-Leupert im Handarbeiten«, sagte Paul. »Unglaublich eigentlich! Im ersten Jahr hab ich mich noch dagegen *gesträubt* und hab mich dafür eingesetzt, dass Mädels und Jungen zusammen Werk- und Handarbeitsunterricht haben, das ist ja *wirklich* nicht mehr zeitgemäß, aber bei der Schulkommission bin ich nicht durchgekommen damit. Was soll ein Bub wissen, wie man näht? Hat es geheißen. Und was soll ein Mädchen wissen, wie man sägt und hobelt? Dann ist es jetzt halt so ... Ja, Runzlingen ist ein Grenzwehr-Dorf, eindeutig. Obwohl es so weit weg liegt von der Grenze ... Das sieht man schon bei den Jungen. Der größte Jugendverein in Runzlingen sind die Jungschützen. Dort ist momentan jeder meiner Schüler engagiert, sobald er über vierzehn Jahre alt ist, und, was mich am Anfang erstaunt hat, auch die meisten meiner Schülerinnen. Wie sie sich das mit der Geschlechtertrennung auch immer denken, wer sägen und wer nähen soll ... Beim Schießen ist man sich einig, dass es sowohl für die Buben wie die Mädchen sinnvoll ist, es zu erlernen ... und es ist ja nicht nur das Schießen, alle großen Runzlinger Dorffeste

werden von den Schützenvereinen organisiert, dazu kommen die Theaterabende, die Umzüge und die Empfänge an der Busstation. Der Jungschützenverein ist für viele das Lebenszentrum. Dort trinken sie zum ersten Mal Alkohol, dort übergeben sie sich zum ersten Mal, weil sie zu viel getrunken haben ... *Nicht wahr, Arno?*«, fragte Paul laut. »Ja ... jaja ... Bei den Jungschützenabenden tanzen die meisten zum ersten Mal mit einem Mädchen, der erste Kuss auf dem Mäuerchen beim Parkplatz des Schützenhauses. Bei den Jungschützen werden die Ränge bestimmt unter den Jungen. Wer sich im Schützenhaus durchsetzt, hat auch in der Klasse das Sagen ... Das merkt man schnell als Lehrer ... Aber es ging beinahe ein halbes Jahr, bis ich die Zusammenhänge gesehen habe«, sagte Paul und ging zwischen den Werkbänken hindurch. »Heute denk ich, ich muss blind gewesen sein, damals. Überall in Runzlingen hat es die FriGre-Kleber an den Türen, bei manchen Bauernhäusern hängen große FriGre-Plastikplanen an den Wänden, FriGre-Sticker sieht man und FriGre-T-Shirts, auch FriGre-Aschenbecher hab ich gesehen oder FriGre-Uhren. Aber wenn du neu ankommst in einem Dorf, hast du zuerst anderes im Kopf. Formulare und Absenzenregelung, die Namen der Schüler und der Eltern ... Dann siehst du das FriGre-Logo! Und plötzlich ist es überall, im ganzen Dorf. Vorher hab ich mir nicht mal überlegt, wofür FriGre steht, klar: Grenzwacht ... natürlich! ... Aber, dass es die *Friedli-Grenzwacht* ist, FRIedli-GRENzwacht, und dass es etwas mit den Friedlis von Runzlingen zu tun hat, denn die heißen hier wirklich fast alle Friedli, ja, daran hab ich nicht gedacht.«

Während des Werkunterrichts herrschte Stille, nur ab und zu flüsterten zwei Schüler sich etwas zu, verstummten, wenn Paul zu ihnen hinüberblickte. Man hörte Schleifen, Kratzen, Ritzen und das Klopfen der Hämmer.

»Während des Werkens herrscht bei mir totale Stille«, sagte Paul, »da bin ich streng. Zu schnell passiert irgendein Mist, wenn sie anfangen, im Zimmer rumzuschreien. Sobald man die Werkzeuge in die Hand nimmt, heißt es sich konzentrieren.«

Sieben Jahre war Paul bereits Lehrer in Runzlingen. Einundzwanzig Armbrüste sind in seinem Werkunterricht geschnitzt und zusammengefügt worden. Paul saß jeden Sommer in der Turnhalle, wenn der FriGre-Leutnant seine ehemaligen Schüler auf ihre Tauglichkeit prüfte, und sie danach das Dorf verließen, um an der Grenze ihren Dienst zu tun.

»Natürlich hängt dann alles wieder mit den *Bleichhaarigen* zusammen, die hinter der Grenze hausen«, sagte Paul, »oder wie man sich das Bleichhaarigen-Problem genau vorstellen soll ... dass da wirklich ganze *Völker* von Bleichhaarigen nur darauf warten, in die Stirnebene einzufallen ...«

Nach vier Jahren kamen die Jungen von der Grenze nach Runzlingen zurück, manche brachten ein Mädchen mit, das sie heiraten wollten, auf andere wartete eine junge Frau aus dem Dorf. Sie übernahmen den Hof der Eltern, während die Eltern ins Nebenhaus zogen.

Dann waren sie Runzlinger Bauern.

Aber immer noch gingen sie jedes Jahr für einige Wochen hoch an die Grenze.

»Für mich bleiben sie meine Schüler«, sagte Paul. »Auch wenn die Bärte wuchern, sie Uniform tragen und Stumpen schloten. Und ich bleibe für sie wahrscheinlich immer der Lehrer. Ich bin nie einer gewesen, der am Ende der Schulzeit mit den Schülern trinken geht und ihnen das Du anbietet und anfängt sie wie Erwachsene zu behandeln. Natürlich sind sie dann erwachsen! ... Aber ich sage zu ihnen noch immer

Du und sie sagen zu mir *Guten Tag, Herr Leupin* ... Alles andere wäre unnatürlich ... Meiner allerersten Klasse habe ich damals am Ende der Schule das *Du* angeboten. Aber auf der Straße haben sie mich dann trotzdem gesiezt ... Ich bin sonst mit niemandem im Dorf per *Du*, außer mit Anton von der Käseerei. Die meisten wissen nicht, wie ich mit Vornamen heiße, und da gäbe es Verwirrung, wenn einer im Hirschen auf einmal von einem *Paul* erzählen würde, da wüsste niemand, um wen es geht. Für das Dorf bin ich *Der Leupin* oder *Der Lehrer* ... Und das wird so bleiben ... Ja, wenn ich daran etwas ändern wollte, müsste ich einem der Dorfvereine beitreten. Aber der Schützenverein ginge auf keinen Fall. Dort will ich nicht hin und sie wollen mich dort sicher nicht haben. Und die Musikgesellschaft kommt mir wie eine Militärkapelle vor, am Freitagabend üben sie immer Marschmusik, hinten auf dem Schulhof ... Alles ist hier mit der Grenzwacht verhakt ... mit der FriGre ... Und wenn ich der Musikgesellschaft beitreten könnte, so würde ich doch nicht zur FriGre gehören wie der Rest ... Wäre im Verein genauso Außenseiter, wie ich momentan im Dorf ein Außenseiter bin ... Nun, ich bleibe auch nicht mehr lange, noch zwei, drei Jahre, dann bin ich weg aus diesem Dorf ... SO! Es ist ZEIT!«, rief Paul. »Zusammenräumen! Schaut, dass die Werkzeuge am richtigen Ort hängen! FLURIN! Andri! Ihr seid dran mit Wischen. Der Rest sieht zu, dass die Werkbänke sauber sind! KEIN RadAU!«



»Ein Lehrer ... eine Erzählung mit einem Dorflehrer ... das erstaunt mich schon etwas«, sagte Marja, »aber eigentlich finde ich die Vorstellung auch schön. Lehrer haben etwas

Verlässliches, Zuverlässiges ... Wenn es gute Lehrer sind, dann höre ich ihnen auch gerne zu.«

Sie ging hinüber in die Küche, schaltete ein weiteres Licht an, dann nahm sie den Wasserkocher und füllte ihn mit Wasser.

»Vor zwei Jahren wurde mir der Posten als Abteilungsleiterin angeboten«, sagte Marja.

Auf einmal hatte sie den doppelten Lohn, aber auch ein siebenköpfiges Team unter sich. »Dabei bin ich mit meinem Lohn auch vorher gut ausgekommen und konnte sogar etwas sparen.«

Manche waren skeptisch, ob die einstige Sekretärin ein eigenes Team würde leiten können. Aber Marja arbeitete sich gewissenhaft ein, sie war nicht zu stolz, um nachzufragen, wenn sie etwas nicht wusste. Vor allem vertraute ihr bald das ganze Team. Die Atmosphäre war gut. Selbst im Januar, als das alte Finanzjahr abgeschlossen wurde, verlief alles reibungslos. »Es war auch ein super Team ... Ganz liebe und gute Menschen.« Sie goss sich eine Kugel Tee ein.

»Es waren dann alle überrascht, als ich nach knapp einem Jahr von dem Posten zurücktrat ... und wieder die Arbeit der ersten Assistentin übernahm.«

Ihre Stelle als Teamleiterin bekam ein junger Familienvater, der zuvor in einer Bank gearbeitet hatte. »Ja, Stefan ... Und Stefan ist eigentlich ganz OK.«

Sie setzte sich in ihren Lesesessel, blies auf ihre Teekugel.

Manche vermuteten damals, dies hätte damit zu tun gehabt, dass der Chef des Personalbüros nur Männer als Teamleiter wollte und dass sie deshalb die Probezeit nicht bestanden habe. Marja erklärte allen, es sei *ihre* Entscheidung gewesen, sie selbst habe darum gebeten.

»Als Mann kann man sagen, dass man auf eine Beförderung *pfeift*, aber als Frau muss man sich auch noch dafür

entschuldigen ... Es war einfach nichts für mich ... Auch wenn alle sagten, ich mache alles richtig, alles gut. Mir war nicht wohl ... Ich mochte den Leuten nicht sagen, was sie tun sollten ... und ich wollte nicht, dass mir jemand Kaffee in die Sitzung brachte ... oder dass alle plötzlich netter zu mir waren, wenn ich nur plaudern wollte. Ich konnte das nicht.«

Erst als Marja ihre alte Stelle wieder aufnahm und in ihrem alten Büro war mit den Mitarbeitern, die sie seit Jahren kannte, hatte sie wieder das Gefühl, sie sei dort, wo sie hingehöre. »Ja, genau dort.«

Marja atmete den Teedampf ein und stellte die Kugel zur Seite.



Paul der Dorflehrer saß auf seiner Bank auf dem Runzlinger Berg.

Jeden Abend flanierte er den Feldweg hoch, ließ sich auf dieser Bank nieder, blickte für eine halbe Stunde auf die Äcker, Felder und kleinen Wälder und überließ sich seinen Gedanken.

»Dort, die Bäume«, sagte Paul, »die der Herbst gelb und rot gefärbt hat ... Weiter hinten können wir die beiden Brauenwälder erahnen, in der Mitte das langsam sich erhebende Nasenmassiv, es ist als Skiregion beliebt, das größte Winter-sportgebiet auf Hephaistos.«

Das ganze Nasenmassiv war bereits schneebedeckt, in sechs Wochen war Weihnachten. Doch Paul würde auch seine Weihnachtsferien in Runzlingen verbringen. Er hatte keine Geschwister, seine Mutter war vor einigen Jahren gestorben und mit dem Vater hatte er sich verstritten.

»So bleibt mir nur noch Runzlingen.«

Eigentlich hatte Paul in diesem Dorf nur sein letztes Lehrpraktikum absolvieren und sich dann in der Stirnstadt eine Stelle suchen wollen. Während seines Praktikums hatte ihn Lionhard Friedli, der Präsident von Runzlingen, gefragt, ob er nicht länger bleiben wolle. Der Lehrer der Oberklassen habe gekündigt.

»Wie ich später erfahren habe, war es schon der *dritte* Oberklassenlehrer, der in dem Jahr gekündigt hatte«, sagte Paul, »kein Wunder, in diesem rückständigen Kaff.« Er schloss die Augen, atmete tief die kalte Waldluft ein.

Paul war damals froh gewesen, hatte er so doch keine neue Stelle suchen müssen. »Später würde es einfacher werden, in der Stirnstadt eine Stelle zu finden, dachte ich damals, wenn ich bereits einige Jahre Berufserfahrung habe.«

Mittlerweile arbeitete Paul seit sieben Jahren in Runzlingen, ohne sich auch nur einmal nach einer neuen Stelle umgesehen zu haben.

»Ich habe mich eingelebt.«

Er nahm die Zündhölzer aus der Hosentasche und ein längliches Holzkistchen mit Stumpen. Bereits im ersten Jahr hatte Paul damit begonnen, Stumpen zu rauchen. »Ja, wie die Runzlinger Ureinwohner ... nur einen Schnauz habe ich mir nie wachsen lassen ... hhh ... aaah ... ja, denn ein Schnauz passt schlecht in ein Lehrgesicht, finde ich.« Er blies den ersten Rauch aus.



»Ja, der Dorflehrer«, sagte Marja, »er hat eine sehr angenehme Stimme ... und ja, ich bin schon gespannt, was er für ein Liebesleben hat ... Lehrer wirken ja immer sehr unnahbar. Was

sie auch attraktiv machen kann ... Für die Bauerntöchter von Runzlingen.«

Marja nahm die Blätter aus dem Kopierer und hörte leise ihren Magen knurren. Zum Frühstück hatte sie nur ein Erdbeerjoghurt gegessen, im Verlauf des Morgens drei Kugeln Kaffee getrunken.

»Ich mag es, Achilles und dem Lehrer zuzuhören ... Ja, da kannst du mir auch wieder die Romantikerin vorwerfen, Herr Erzähler ... aber ich höre gerne Stimmen und habe gerne das Gefühl, in einer Erzählung zu sein.«

Sie ordnete das Runzlingen-Dossier für die Sitzung am Nachmittag.

»So weiß man doch, dass es irgendwo hinführt, wenn man einen Erzähler hört oder eine Erzählerin, wenn man erfährt, wer sonst noch in der Geschichte vorkommt, was die anderen für Probleme haben ... Sicher, es gibt auch Erzählungen, die schrecklich enden ... aber man hat immer das Gefühl, dass sich jemand um einen sorgt und dass es ein bestimmtes Ende geben muss, auf das wir alle hinsteuern.«

Alle Menschen mögen es, wenn Erzähler über sie sprechen.
Das ist das Schöne am Beruf eines Erzählers.

Und gewiss war es nicht das erste Mal, dass Marja in einer Erzählung vorkam. »Vielen Dank! ... Es freut mich, dass es so aussieht, aber nein, ich war noch nicht in vielen Erzählungen, und wenn, dann besuchte ich das gleiche Ferienlager, in dem sich das Liebespaar kennenlernte oder war Brautzeugin an der Hochzeit ... Das sage ich ganz offen ... das hier ist meine erste *richtige* Erzählung ... ich bin auch immer skeptisch, wenn jemand von sich sagt, er sei schon in einem Dutzend Erzählungen gewesen ...«

Marja kopierte weiter, verteilte die Unterlagen in fünf Mappen.

Neben dem Landwirtschaftsminister Bernhard waren drei weitere Minister und ein Beobachter von der Steuerbehörde für die heutige Sitzung eingeladen.

»Ja, es ist das erste Mal, dass jemand von der Steuerbehörde zu uns in eine Sitzung kommt, vielleicht erfahren wir so mehr über die genauen Verhältnisse in Runzlingen ... ganz ehrlich, Herr Erzähler! ... Weißt du ...«, sagte Marja laut und hörte, wie sich hinter ihr die Tür von Stefans Büro öffnete.

»Sprichst du mit mir?«, fragte Stefan und kam auf sie zu.

Marja drehte sich um und schlug ihrem Mitarbeiter mit einer Mappe an den Oberarm. »Ich habe nur mit mir *selbst* gesprochen«, sagte sie.

Stefan lächelte sie an.

»Bist du in einer Liebesgeschichte, Marja?«, fragte er.

Stefan, der Familienvater, war um die vierzig und kahlköpfig.

»Nein, ich bin in keiner ... ich habe nur laut *gedacht*.«

»Marja, man muss offen über Erzählungen sprechen können ... Ein Schulkollege von mir war fast *zehn* Jahre in einer Erzählung ... aber niemandem hat er etwas gesagt, bis sie ihn schließlich in seiner Wohnung gefunden haben: ERSTOCHEN! Marja! Erst dann ist uns klargeworden, dass das eine Kriminalgeschichte gewesen sein muss!«

»Jaja«, sagte Marja.

»Ja, ernsthaft!«, sagte Stefan. »Gerade bin ich in einem existenzialistischen Roman! Die ganze Nacht sitze ich an meinem Fenster, rauche französische Zigaretten und schaue die Lichter der Straßenlaternen an, das gibt so Lichtsäulen unterhalb der Straßenlampen, wenn es regnet.«

Marja räumte die fertigen Dossiers zusammen und ging zurück in ihr Büro. »Sina und ich gehen heute zum INDER«, rief sie zurück. »KOMMST du mit?«

»Und am Wochenende fahre ich stundenlang durch leere Quartierstraßen, Marja, und denke über den Tod nach«, sagte Stefan noch, während er bereits ein Blatt in den Kopierer legte.

»Das ist sehr schön!«, sagte Marja und schloss die Tür hinter sich.

»Ja, jetzt hast du Stefan auch kennengelernt ... Natürlich spricht niemand darüber, wenn er *wirklich* in einer Erzählung ist ... alle machen nur dumme Sprüche! ... Und weißt du, es ist auch schwierig zu sagen, ob man in einer Erzählung ist ...«

Marja setzte sich an ihren Schreibtisch, lehnte sich zurück und betrachtete die Zimmerdecke. »Oder was das eigentlich ist: eine Erzählung ... Ich verstehe Leute, die das für Geschwätz halten ... aber es gibt *wirklich* Menschen, die wussten alles über das Leben einer anderen Person, obwohl sie die noch nie getroffen hatten, weil sie die gleiche Erzählung im Kopf gehört haben ... das hat man wissenschaftlich nachweisen können! ... Und dann ist es schwierig zu sagen, was *ist* eine Erzählung und wann spricht man nur mit sich selbst ... ich spreche gerne mit mir selbst ... Außerdem höre ich immer die Stimme meiner älteren Schwester, Chiara, wenn ich etwas falsch mache ... das hatte ich schon als Kind ... und das heißt auch nicht, dass ich in einer Erzählung bin ... Pure Einbildung ... Ich glaube, die meisten Menschen hören Stimmen von ihren Freunden im Kopf oder sprechen mit sich selbst ... und das hat nichts zu bedeuten ... Aber *sicherlich* ist das mit den Stimmen von Achilles und vom Dorflehrer etwas anderes.«

Sie wippte auf ihrem Stuhl vor und zurück und ließ ihre Beine in der Luft baumeln.

»Jedenfalls passt das ganz gut mit dem Lehrer in Runzlingen«, sagte sie und klopfte auf ihren Papierstapel, »da wir

hier in der Abteilung gerade am Dossier über Runzlingen arbeiten ... Aber auch das mit dem Pizzabäcker hätte gut gepasst ... *Achilles* mit seinem Pizzagefühl und dem Mehlgefühl, den fand ich *sehr* sympathisch. Wenn ich –«

Es klopfte an der Tür.

»Ja?«

Ein älterer Herr kam herein, gut gekleidet. Er wirkte sehr sportlich.

»Kann ich Sie einen Moment sprechen?«, fragte er.

»Aber natürlich, Herr Bernhard.«

Marja setzte sich aufrecht hin.



»Der Landwirtschaftsminister ist zu mir ins Büro gekommen, ohne sich vorher anzumelden ... und das kurz vor dem Mittagessen«, sagte Marja auf dem Heimweg. »Er will die Aktivitäten der Friedlis vor Ort untersuchen lassen ... Vor allem, wie viel Geld aus der Grenzwatch kommt ... Wir verblieben so, dass ich mir die Sache einmal überlege ... Aber heute Nachmittag bei der Sitzung hat er so geredet, als hätte ich längst zugesagt ... *Ich will nicht nach Runzlingen!*«

Es war kurz nach fünf Uhr, Marja lief eine schmale Gasse hinunter zur Bushaltestelle.

»Eine Schwangerschaft wäre nun praktisch«, sagte sie, »oder eine lebenslange Gefängnisstrafe ... Natürlich wäre es karrieretechnisch sinnvoll, nach Runzlingen zu gehen ... Aber ich bin nun einmal nicht *karrieretechnisch!* ... Chiara ... Chiara ist die Karrierefrau. Genug für die ganze Familie.«

Marjas ältere Schwester hatte vor sechs Jahren ein Start-up-Unternehmen gegründet. »Chiara bietet ein Tool an für Taxifahrer, eine App auf dem Smartphone, die nicht ein

bestimmtes Taxi ruft, sondern das Netz sich selbst ... ach, was weiß ich ...«

Seit zwei Jahren wurden auch Pizza- und Asian-Food-Lieferdienste eingebunden. Ein freies Taxi kann so Pizzen ausliefern.

»Das ist doch wunderbar«, sagte Marja, »Chiara verdient in einem Jahr mehr als Papa damals in zehn Jahren.«

Sie stellte ihre Tasche neben sich und wartete auf den Bus. Hinter ihr saß ein älterer Herr auf der Bank, hielt einen Stock mit beiden Händen und starrte auf seine Füße. Sonst war die Straße menschenleer.

Marjas Schwester hatte drei Kinder, das älteste besuchte bereits die erste Klasse. »Fausto kümmert sich vor allem um die Kleinen ... Mein Schwager, Fausto, hat eigentlich *Elektriker* gelernt, arbeitet jetzt noch zwei Tage die Woche in der Administration des Elektrizitätswerks der Stirnstadt ... zumindest kommen unsere Eltern nun nicht mehr zu mir wegen Enkelkindern ... Aber ich hab Chiara gern ... und auch Fausto ... und Léo, Sina und Timo, die Kleinen ...«

»Und weißt du *was?*«, sagte die Stimme von Marjas Schwester. »Keine Kinder, keine Karriere, nichts hast du aus deinem Leben gemacht! ... Und das nicht, weil du zu dumm oder zu faul gewesen wärst, Marja, sondern weil du einfach nicht *gewollt* hast.«

»Ja, es hat einfach nicht gestimmt! ... Ich habe doch nichts dagegen, wie du dein Leben lebst«, sagte Marja. »Aber für mich ist das nichts.«

Marja erschrak, als sich die Bustür knapp vor ihrem Gesicht öffnete. Sie schaute verwirrt um sich, packte ihre Taschen und stieg ein.

»Und *immer* noch die gleiche Stelle. Assistentin!«, sagte die Schwester. »Obwohl du es weiter hättest bringen können.«

»Mein Leben ist nun mal so«, sagte Marja.

»Dein Leben ist so, weil du es so gemacht hast!«

»Ich beklage mich ja nicht! ... Es gibt verschiedene Wege, um glücklich zu sein ... Auch ohne Runzlingen!« Sie sah nach draußen. Es war schon dunkel geworden, die Straßenlaternen beleuchteten die Stadt, die meisten Geschäfte hatten bereits ihre Weihnachtsdekorationen im Schaufenster. »Ich bin gerne in der Stirnstadt«, sagte Marja.



Langsam begann der Arm zu schmerzen, auf dem sie lag. Lulu versuchte sich auf die andere Seite zu drehen, aber der Raum war zu klein.

»Das Problem mit Achilles ist«, sagte Lulu im Kofferraum, »dass die körperliche Anziehung fehlt. Ich hab mich immer gefreut, wenn ich seinen Lastwagen gesehen hab und er bei mir auf einen Kaffee vorbeikam. Und es sind gute Gespräche mit ihm ... Achilles ist jemand, mit dem man gut quatschen kann und nicht nur über das Alltägliche, sondern darüber, was einen wirklich beschäftigt ... Da sind wir uns ähnlich, Achilles und ich.«

»JETZT hab ich aber lang gebraucht!«, sagte Marja im Bus. »Ja, Lulu! Lulu war ja die, die sich mit Achilles verabredet hat, in der Pizzeria, aber ihn dann hat sitzen lassen ... Jetzt hab ich lange gebraucht, aber ich pass schon auf, was erzählt wird! Lulu ... klar! ... Aber warum ist sie in einem *Kofferraum*?«

IMPRESSUM

© Copyright 2019 beim homunculus verlag
Frenzel, Jacobi, Krömer & Reinthaler GbR | Erlangen
www.homunculus-verlag.de

Druck und Bindung: Sagalara Printing House, Poland
Schrift für Mengensatz: Garamond Pro
Umschlaggestaltung: Joseph Reinthaler
Lektorat: Philip Krömer
Satz: Laura Jacobi

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks und das der
fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-946120-29-2